

Ruth Poser

Heilsames Erzählen?!

Schweigen und Sprechen im Markusevangelium

Der Kriegstraumatisierte von Gerasa

Keine andere biblische Erzählfigur wird uns so deutlich als traumatisiert vor Augen gestellt wie diejenige, die wir gemeinhin als den „besessenen Gerasener“ kennen (Markus 5,1–20). Die Symptom-sprache ist offenkundig (3–5): *Vollkommen ruhe- und rastlos ist er Tag und Nacht auf den Beinen, vom Schrecken getrieben – und lebendig tot: er wohnt „in den Gräbern“, den Toten nahe, während die Lebenden ihn nicht zu (be-)greifen vermögen. Er schlägt sich mit Steinen, versucht im sich selbst zugefügten Schmerz, von den quälenden Schreckensbildern wegzukommen – und wiederholt darin die Wunden, die ihm geschlagen wurden. Und nicht zuletzt: er hat seine Sprache verloren, kann nur mehr schreien.*

Was diesen Menschen traumatisiert hat, wird im Namen des unreinen Geistes, der ihn besetzt hält, veranschaulicht: Der Gerasener hat (eine) „Legion“ in sich (9) – Bezeichnung für eine römische Militäreinheit von ca. 6000 Soldaten –, er ist von Kriegsgewalt „besessen“. Der Täter hat ihn „eingenommen“, er spricht aus ihm (7–10.12).

Jesu messianisches Heil(ung)shandeln geht in besonderer Weise auf das (Kriegs-)Trauma ein: Jesus erlaubt (der) „Legion“, in eine Schweineherde zu fahren, die sich im nächsten Moment „ins Meer“ und den sicheren Tod stürzt (12f.). Damit wird einer Rachephantasie Raum gegeben, die das ohnmächtige Ausgeliefertsein an den Täter und die Gewalttat in der Vorstellung überwindet – und darin ein erster Schritt auf dem Weg einer nicht gewaltförmigen Auseinandersetzung mit dem Er-littenen sein kann. Das messianische Heilshandeln bewirkt jedoch noch mehr (15): Der Betroffene kommt zur Ruhe, er vermag „dazusitzen“, erfährt sich neu an Körper und Geist („bekleidet und bei Sinnen“). Er möchte bei Jesus bleiben, doch der weist ihn an bzw. ermächtigt ihn, in die eigene Lebensgeschichte zurückzukehren (19): „Geh nach Hause zu den Deinen und verkündige ihnen, was Gott dir Großes getan hat und wie sie sich deiner erbarmt hat.“ Als einziger Geheilte des Markus-

evangeliums wird er beauftragt, von seinen Erfahrungen zu sprechen – anderen wird dies ausdrücklich verboten (vgl. 1,44; 5,43; 7,36)! Und – er findet Sprache, kann erzählen (20).

Trauma: Erzählen-Müssen und Nicht-Erzählen-Können

Die Symptom-sprache von Traumata ist durch das Hin- und Hergerissensein zwischen Auseinandersetzung und Abwehr geprägt. Einerseits lässt die erlittene Gewalt den Opfern keine Ruhe, andererseits versuchen sie, Angst, Schmerz und Ohnmacht abzuwehren und sich vor allem, was mit dem Trauma in Zusammenhang steht, zu schützen. Dem entspricht das Hin- und Hergerissensein zwischen Erzählen-Müssen auf der einen, und Nicht-Erzählen-Können auf der anderen Seite.

Trauma-Therapeut/innen gehen davon aus, dass im Verlauf des therapeutischen Prozesses eine Trauma-Synthese erfolgen muss, die das Gewaltereignis ins verbale Bewusstsein einbindet, es als ein Ereignis der (Lebens-)Geschichte zusammensetzt. Dies geschieht im und durch Erzählen, einem Erzählen, das die Opfer als Zeug/innen einer besonderen geschichtlichen Realität anerkennt und das zugleich die Zuhörenden zu Zeug/innen dieser besonderen geschichtlichen Realität macht. Dori Laub, der zahlreiche Interviews mit Shoah-Überlebenden geführt hat, hält jedoch fest, dass viele Betroffene Schweigen als den adäquateren Ausdruck für das von ihnen Erlittene ansehen – die Umsetzung des Geschehenen in ein erinnerbares Wissen nämlich setzt dieses zugleich der Gefahr des Vergessens und der Banalisierung aus.

Das Markusevangelium als Trauma-Literatur

Das Markusevangelium ist wahrscheinlich kurz nach der Zerstörung des Zweiten Tempels im Jahr 70 vor dem Hintergrund des jüdischen Aufstands gegen Rom (66–73) entstanden. Der Verheerung des Heiligtums ging dabei eine das ganze Land be-

Die Symptom-sprache von Traumata ist ein Hin- und Hergerissensein zwischen Erzählen-Müssen und Nicht-Erzählen-Können.

Die traumatische
Dialektik von
Sprachlosigkeit und
Aussprechen wird
nicht beseitigt.

treffende mehrjährige Kriegszeit voraus, die in einen brutalen Belagerungskrieg um Jerusalem mündete. Unzählige Menschen verloren ihr Leben. Jerusalem und sein Umland wurden völlig verwüstet.

Die apokalyptische Rede in Markus 13 kann als Schrift gewordene Widerspiegelung dieser Kriegseignisse gedeutet werden, die plötzlich in ein schlüssig strukturiertes Erzählgeschehen einbricht – und zwar im Rahmen der Erinnerung an ein (äußerlich) noch unzerstörtes Jerusalem (11,15–13,1). Die Schreckensbilder erscheinen kosmisch geweitet, enthalten aber mit der Erwähnung von Flucht, Familienzerstörung, Hungersnot und von der Zerstörung repräsentativer Gebäude realistische Hinweise auf Krieg und Verfolgung.

Als Trauma-Literatur beschreiben aber lässt sich das Markusevangelium vor allem deshalb, weil es seine Leser/innen mitnimmt auf einen Weg von Galiläa nach Jerusalem – und damit auf den Weg, den auch das römische Heer gezogen ist, und an den Ort, an dem Gewalt, Zerstörung und Tod im Jahr 70 den Sieg davongetragen haben. Angesichts des Weges Jesu und seiner Jünger/innen wird ein Prozess der Auseinandersetzung mit den Traumata des Jüdischen Krieges eröffnet. Die entscheidende Frage, um die gerungen wird, ist dabei: Was soll die Rede von der Auferstehung jenes Einen angesichts tausender Kriegsoffer, angesichts zehntausender Kriegstraumatisierter?

Das Ende des Evangeliums – ein Anfang?!

Markus 5 schildert das Heilwerden eines Kriegstraumatisierten und erzählt davon, wie inmitten des Todes („Gräber“) neue Lebendigkeit entsteht und die stummen Schreie der Gewalt in ein Sprachhandeln verwandelt werden, das diesen Heilungsprozess bezeugt. Anders der ursprüngliche Schluss des Evangeliums in Markus 16,8.

Auf den ersten Blick nämlich scheint die Reaktion der Frauen nahe zu legen, dass das Evangelium im Trauma stecken bleibt: „Und die Frauen gingen hinaus und flohen von dem Grab [...]. Und sie sagten niemandem etwas, denn sie fürchteten sich.“ Doch lässt die Erzählung dem Trauma nicht das letzte Wort: Die Rede der Botengestalt, derzufolge Jesus den Seinen nach Galiläa vorausgeht und sie ihn dort werden sehen können, wie er es ihnen gesagt hat (16,7; vgl. 14,28), verweist darauf, dass

der messianische Leib durch alle Gewalt (hindurch) nicht vernichtet worden ist. Gleichzeitig verweist sie auf den Anfang des Evangeliums und lädt dazu ein, dem Weg Jesu und seiner Schüler/innen in diesem Wissen wieder und wieder nachzugehen. Das „Geheimnis des Überlebens“ erschließt sich dem Markusevangelium zufolge denen, die die Geschichte menschengemachter Gewalt erinnern und bezeugen – ermächtigt durch den auferweckten Messias, der dieses Geheimnis verkörpert. Die traumatische Dialektik von Sprachlosigkeit und Aussprechen wird dabei nicht beseitigt, sondern bleibt bewahrt.

Am Ende stehen die Möglichkeit neuer Lebendigkeit und das Nicht-Ergreifen-Können dieser Möglichkeit nebeneinander. Bewahrt bleibt darin die verschwiegene Rückseite der Geschichte, die durch Krieg und Gewalt entstellt ist. Bewahrt bleiben auch die verstummten Lebensgeschichten derer, die Krieg und Gewalt zerbrochen hat. Es ist dies ein Hinweis darauf, dass umfassendes Heilwerden noch aussteht. Ein Hinweis, der zugleich die Verheißung umfassenden Heilwerdens offen hält.



Ruth Poser

arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich
Ev. Theologie der Universität Marburg

Literatur

Andreas Bedenbender: Römer, Christen und Dämonen. Beobachtungen zur Komposition des Markusevangeliums, Texte und Kontexte Nr. 67 (1995), 3–52.

Klara Butting u. a. (Hg.): Markus. Mit Beiträgen aus Judentum, Christentum, Islam, Literatur und Kunst, Wittingen 2007.

Monika Fander: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mk 15,34) (Kriegs-)Traumatisierung als Thema des Markusevangeliums, in: Elisabeth Moltmann-Wendel/Renate Kirchhoff (Hg.), Christologie im Lebensbezug, Göttingen 2005, 116–156.

Carsten Jochum-Bortfeld: Die Verachteten stehen auf. Widersprüche und Gegenentwürfe des Markusevangeliums zu den Menschenbildern seiner Zeit, Stuttgart 2008.

Dori Laub: Zeugnis ablegen oder die Schwierigkeiten des Zuhörens, in: Ulrich Baer (Hg.), Niemand zeugt für den Zeugen. Erinnerungskultur nach der Shoah, Frankfurt a. M. 2000, 68–83.